

Andreas R. Batlogg SJ
JESUS BEGEGNEN

Andreas R. Batlogg SJ

JESUS BEGEGNEN

suchen – finden – bekennen

Kösel

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

Copyright © 2021 Kösel-Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
Umschlaggestaltung: zero-media.net, München
Umschlagmotiv: © Bjanka Kadic / plainpicture.com
Innenteil: © iladm / Shutterstock.com
Satz: Satzwerk Huber, Germering
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-466-37248-5

www.koesel.de

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
1 Mein Weg mit Jesus: eine Lebensschule	11
2 Der sprechende Gekreuzigte	18
3 Jesus um den Hals fallen?	34
4 Von Jesus reden ... genügt nicht	39
5 Am Anfang steht: Jesus	48
6 Der endgültige Name Gottes: Jesus	54
7 Jesus begegnen – ignatianisch	64
8 Papst Franziskus – Jesuit	77
9 Warum ausgerechnet Jesus?	83
10 Bilder von Jesus	90
11 Jesusbücher	105
12 Jesuslitaneien	123
13 Ein blinder Fleck im Credo	133
14 Jesustitel – Hoheitstitel	147
15 Christologische Grunddaten	151
16 Der glaubende Jesus und der geglaubte Christus ...	160
17 Christentum ist gleich Jesus Christus	170
18 Der lernende Jesus	177
19 Der schwierige Jesus	187
20 Der harmlose Jesus	194
21 Der Jude Jesus	199
22 Der kosmische Christus	216

23	Jesus sehen	223
24	Gleichzeitigkeit?	233
25	Nachahmen und nachfolgen	240
26	Unterm Kreuz: »Zugesellt werden«	248
27	Jesus freilassen	257
28	Jesus für Atheisten?	264
29	In Gesellschaft Jesu	269
30	WWJD: Was würde Jesus tun?	275
31	Jesus bleibt meine Freude	282
32	»Christus, der Erlöser«	289
33	IHS: Jesus als Gefährte	294
Epilog		296
Danksagung		297
Literatur		298
Anmerkungen		310
Zitatnachweis		320

Vorwort

Jesus suchen, Jesus finden – und Jesus begegnen: Wie geht das überhaupt? So fragen, anders als Erwachsene, Kinder und Jugendliche ganz ungeniert, ehrlich und geradeheraus – einfach weil für viele von ihnen Jesus von Nazareth eine sehr ferne Gestalt der Geschichte ist. Weil sie von ihm vielleicht gehört, aber keinerlei Beziehung zu ihm haben oder aufbauen können. Kinder und Jugendliche trauen sich noch zu fragen – Erwachsene haben das oft verlernt. Oder sie genieren sich dafür. Weil sie bestenfalls noch eine ferne »Erinnerung« aus frühen Kindertagen oder aus dem Religionsunterricht haben: Jesus als »Gegenstand« des Wissens. Aber Jesus als Freund und Gefährte? Gar als Herr, als Kyrios oder, die Maximale sozusagen, als Sohn Gottes? Das ist auch vielen Erwachsenen, selbst praktizierenden Christen, zu »steil«. Manche Antworten, die sie geben, wenn sie gefragt oder herausgefordert werden, fallen dürftig aus: Verlegenheitsantworten.

Jesus begegnen: Das setzt voraus, ihn vorher entdeckt, ausfindig gemacht zu haben, unter vielen beeindruckenden Gestalten der Religions- und Weltgeschichte. Wer entdecken will, muss sich auf die Suche machen. Um vielleicht fündig zu werden. Damit es dann zu einer Begegnung kommen kann. Eine Begegnung, aus der vielleicht sogar einmal ein Bekenntnis erwächst, welches jemand, wie den Fischer Andreas im Johannesevangelium gegenüber seinem Bruder Simon, sagen lässt: »Wir haben den Messias gefunden.« (Joh 1,41) Wäre Jesus nur eine Gestalt der Geschichte, letztlich austauschbar,

dann könnte er niemals der sein, von dem die christlichen Kirchen bekennen, er sei der erwartete Messias gewesen, der Retter und Erlöser der Welt, »Gott und Mensch zugleich«.

Jesus begegnen: Christen sind nicht Angehörige eines Leben-Jesu-Gedächtnis-Vereins. Dann wäre ihre Liturgie eine Totenfeier. Christen sind Wegbereiter, nicht Nachlassverwalter. Christen glauben, dass Jesus weiterlebt in der Kirche, dass er gegenwärtig ist: Wo Menschen in seinem Namen zusammenkommen, wo Sakramente gespendet werden, wo Menschen sich ausrichten und orientieren – an ihm, nämlich an seinem Leben und Sterben, an seiner Gesinnung. Menschwerdung Gottes in dem Zimmermannssohn aus Nazareth: Damit hat sich Gott nach christlichem Glauben dieser Welt unwiderruflich zugesagt. Er ist keine Episode. Kein »Deus emeritus«: Gott ist nicht gekommen, um wieder zu gehen, wie in antiken Mythen, ein Gastspiel sozusagen. Um sich, angewidert von dem, was er sieht, wieder zu verziehen. Gott bleibt, auf geheimnisvolle Weise: Geheimnis (Mysterium) des Glaubens.

Aber wie? Wie geht das? Das ist die spannende, aber auch die bedrängende Frage. Auf sie aber kommt es an! Es lässt sich ihr ausweichen. Man kann sich darüber lustig machen, die Frage ins Lächerliche ziehen. Aber ein intellektuell redliches, nicht nur auskunftspflichtiges, sondern auskunftsfähiges Christentum – und ein solches allein ist zukunftsfähig – kommt nicht daran vorbei.

An Jesus arbeiten sich Menschen seit über 2000 Jahren ab. Längst nicht nur die akademische Theologie. Wer sich auf Jesus einlässt, sein Leben und Wirken – und seine Wirkungsgeschichte –, den lässt er nicht kalt. Den und die lässt er nicht los. Das ist meine Erfahrung. Die Art und Weise, wie Papst Franziskus, der erste Jesuit auf dem Stuhl Petri, seit März 2013 sein Amt versteht und ausübt, ist für mich eine einzige Erinnerung an den, auf den es letztlich ankommt. Denn die Kirche hat nicht in Rom begonnen, sondern in Bethlehem, in Nazareth und in Jerusalem.

»Wer bin ich für dich?« Diese Frage an Simon, den Jesus später Petrus (Fels) nennt, ist eine Frage, die jede und jeden angeht, der auf Jesus schaut. Was die anderen sagen, ist nicht unwichtig. Aber Christentum lebt vom persönlichen Zeugnis. Christen nennen sich nach dem, den die Theologie als Christus, als Messias und Heiland bezeugt und ausweist. Wer sich auf Jesus einlässt, bekommt es mit Gott zu tun! Das ist unendlich schwer und doch so leicht, wenn wir es nur einmal versuchen. Und immer wieder versuchen. Denn es ist eine lebenslange Einübung!

Dieses Buch möchte Auskunft geben: Wie sein Autor selber Jesus begegnet ist – um mitzuhelfen, Jesus heute zu entdecken, um ihm dann zu begegnen. Und ihn, in einem weiteren Schritt, zu bekennen. Vor allem möchte dieses Buch Interesse für Jesus wecken. Vielleicht, um zu entdecken: Es lohnt, sich für ihn zu interessieren, sich auf ihn einzulassen, mit ihm durchs Leben zu gehen. Ahnungen können Gewissheit werden. Aus Gewissheit erwächst Überzeugung. Überzeugte können überzeugen. Sie sind glaubwürdig. Weil sich an ihrem Leben ablesen lässt, dass derjenige eine Rolle spielt, oft auch in ganz konkreten Entscheidungen des Alltags, von dem die Rede ist: Jesus.

33 Kapitel – die man auch unabhängig voneinander lesen kann – hat dieses Buch: Jedes einzelne Kapitel steht für ein Lebensjahr Jesu. Es ist ein Lesebuch geworden: Ich lese im Buch des Lebens Jesu. Ich lese in meinem eigenen Lebensbuch, in dem Jesus eine entscheidende Rolle einnimmt. Und ich lade dazu ein, im eigenen Leben nachzuspüren, wo und wie Jesus darin auftaucht. Als Jesuit ist mir dazu die in meinem Orden übliche Lesart des »IHS« zunehmend wichtiger geworden: »Iesum Habemus Socium«: Wir haben Jesus zum Gefährten – meine spirituelle Urerfahrung.

Der zum »lieben Jesulein« verkitschte Jesus trägt nicht. Er taugt nicht einmal für Kinder, deren Gespür für Echtheit, in Kinder- und Familiengottesdiensten etwa, oft unterschätzt wird. Aber Je-

sus kann es auch nicht mit »Superman« aufnehmen oder mit Sci-Fi-Heroen. Sie beeindrucken durch Macht, durch Raffinesse oder durch Zaubertricks. Nichts davon bei Jesus. Er beeindruckte, er irritierte, er gewann Menschen – durch seine Persönlichkeit. Man nahm ihm ab, was er sagte. Es überzeugte, was er tat.

Kirche(n) gäbe es nicht, wenn sich nicht wieder und wieder, quer durch die Jahrhunderte, Menschen gefunden hätten, Männer wie Frauen, die seinetwegen ihr Leben umgekrempelt, sich ihm geweiht haben und dafür auf manches verzichteten – weil sie sagten: Ich habe Jesus gefunden! Genügt das? Trägt das? Solchen Fragen gehe ich in diesem Buch nach.

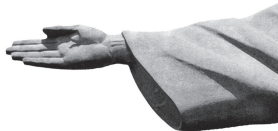
München, 31. Juli 2021*

Andreas R. Batlogg SJ

* Der 31. Juli ist der Gedenktag des heiligen Ignatius von Loyola (1491–1556). Vor 500 Jahren, am Pfingstmontag 1521, hat den baskischen Offizier eine Kanonenkugel bei der Verteidigung der Festung Pamplona schwer verletzt und monatelang aufs Krankenlager gezwungen – der Beginn eines mehrjährigen Umkehrprozesses. Im September 1540 wurde die Gesellschaft Jesu (Jesuitenorden) gegründet. Im Mai 1521 wurde in Nimwegen, das damals zur Diözese Köln gehörte, Peter Kanis († 1597) geboren. Er gilt als der erste deutsche Jesuit. Der heilige Petrus Canisius ist der Patron der am 27. April 2021 gegründeten Zentraleuropäischen Jesuitenprovinz.

1

Mein Weg mit Jesus: eine Lebensschule



Es ist ein Weg. Ein Übungsweg. Lebenslänglich. Man kommt dabei nie an ein Ende. »Wir sind alle Anfänger im Christentum«¹, kann man bei Karl Rahner lesen. Weiter und zu Ende gedacht bedeutet das: Es gibt keine »Fortgeschrittenen«, die sich auf ihren (Glaubens-) Erfahrungen ausruhen könnten. »Wir sind« – und bleiben, ergänzt Rahner – »Anfänger im Christentum. Aber es ist die schwere Seligkeit des Lebens, ein Christ zu werden«². Oder: Wir sind »Fortschreitende im Christentum« (Karl Kern). Vertrautheit kann abnehmen oder verschwinden. Freundschaft kann auseinandergehen, misslingen, zerbrechen – oder aber verraten werden. Eine Beziehung zu Jesus wächst. Sie wird bei vielen Menschen – heute eher die Ausnahme – in der Kindheit grundgelegt. Es ist ein schrittweises Kennenlernen.

Von einer »Lebensschule Jesu«, in der jeder »herzlich willkommen« ist, spricht Kardinal Christoph Schönborn: »Aber wie in jeder Schule muss man auch lernen wollen. Was, so frage ich mich, will ich von Jesus lernen? Wer zu einem Geigenlehrer geht, will Geige spielen lernen. Wer in die Fahrschule geht, will fahren lernen. Aber was will ich in der Schule Jesu lernen? Weiß ich ganz persönlich eine Antwort auf diese Frage?«³ Der langjährige Erzbischof

von Wien weist deswegen darauf hin: »Man spricht in der Pädagogik gerne von ›Lernzielen‹. Was ist mein Lernziel? Bin ich lernwillig, neugierig darauf, von Jesus etwas zu lernen?«⁴ Wer in die Schule geht, will sich schulen lassen.

Wie Jesus: Bibelstunden

Die Kindergarten- und Volksschuljahre habe ich in der »Riedenburg« in Bregenz verbracht. Im Mai 2019 wurden die letzten Sacré-Cœur-Schwestern abgezogen, in den verschiedenen Schultypen unterrichten sie schon länger nicht mehr. Aus der Kindergartenzeit sind mir die wöchentlichen Bibelstunden in Erinnerung geblieben: Auf großen Bildtafeln, vermutlich im Nazarenestil, erklärte Schwester Maria Parducz uns Kindern Szenen, Geschichten, Ereignisse aus dem Leben Jesu. Zuerst im großen Kreis für alle, dann im kleinen Kreis, der freiwillig war und wo wir nie mehr als vier oder fünf Kinder waren, die um ihren Schreibtisch herum saßen. Damals, so meine ich mich zu erinnern, kam in mir der (kindliche) Wunsch auf: So einer – ein Jünger Jesu – möchte ich auch sein!

Als Kind wirkten diese Schautafeln auf mich ein. Sie lösten etwas aus. Sie beflügelten die Fantasie. Durch die Erzählungen der Ordensfrau, an deren Lippen ich hing, wurde Jesus für mich lebendig, anschaulich, konkret.

Natürlich verflüchtigte sich der kindliche Plan im Lauf der Jahre. Die Erinnerung an die Bibelstunden blieb. Die Erinnerung daran: Mit diesem Jesus kann ich reden wie ein Freund mit einem Freund! Auf ihn kann ich mich verlassen.

Das Heilige Land – das fünfte Evangelium

Erst im Frühjahr 1984, mit 22 Jahren, machte ich eine andere, tiefgreifende Erfahrung. Ich war im September 1981 als Kandidat der Diözese Feldkirch ins Priesterseminar in Innsbruck eingetreten. Nach fünf Semestern verbrachte ich mit zwei weiteren Jahrgangsgenossen ein Freisemester in der von Wolfgang Feneberg, einem deutschen Jesuiten, gegründeten und geleiteten Bibelschule in Nazareth. Sie dauerte drei Monate, von Mitte März bis Mitte Juni. Die Umstellung von einer reinen Männergesellschaft, die ein Priesterseminar (bisher) nun einmal ist, auf eine gemischte Gruppe von Frauen und Männern war das Eine. Statt »Rundumversorgung« hieß es jetzt, sich beim Kochen nützlich zu machen und seine Wäsche selber zu waschen. Das Zimmer teilte ich mit drei anderen Bibelschülern.

Das Land faszinierte mich, auch wenn damals politisch alles unter dem Eindruck des Libanon-Feldzugs der israelischen Armee stand, als dessen Folge Israel den südlichen Libanon bis 1985 besetzt hielt. Als ich mich in ein Mädchen verliebte und meinte, vor der Alternative Ehe oder Ordensleben zu stehen, ging ich wiederholt ins Klarissenkloster in Nazareth. In der Stille hätte ich gern, wie Don Camillo, die Stimme Jesu gehört, was ich tun sollte. Eindeutig und unverkennbar. Die »große Erleuchtung« hatte ich dabei nicht. Der Entscheidungsprozess zog sich über ein Jahr dahin.

Im Gebiet um den See Genezareth in Nordgaliläa, während einer Woche im Sinai, in der Karwoche in Jerusalem und bei Exerzitien in Emmaus am Ende der Bibelschule lernte ich, das Heilige Land »mit allen Sinnen zu schmecken«. Ich durfte einmal Wolfgang Feneberg bei einem Besuch bei dem jüdischen Religionswissenschaftler David Flusser († 2000) begleiten, der sich intensiv mit Jesus und Paulus beschäftigte. Ich lernte den charismatischen Amateur-Archäologen Bargil Pixner († 2002) kennen. Wir begegneten in Haifa

dem Karmeliten Daniel Rufeisen († 1998), dessen Eltern in Auschwitz-Birkenau umgebracht wurden und der den Krieg selber, bereits zum Tode verurteilt, in einem Versteck in einem Nonnenkloster überlebte und sich in der Folge taufen ließ.

Die Heilige Schrift wurde mir durch diese drei Monate neu erschlossen. Sie wurde lebendig – und damit auch die Person Jesu. Mit denselben Augen wie Jesus über den See zu schauen, die Orte und Plätze zu sehen, die er gesehen hatte – das berührte mich unheimlich. Wer die Orte Jesu mit eigenen Augen sieht, wer sie vielleicht sogar selbst erwandern kann – bekommt einen anderen, einen differenzierten Blick, liest die Evangelien anders, glaubt auch anders. Bargil Pixner sprach im Anschluss an den Kirchenvater Hieronymus († 420) vom »fünften Evangelium«: Landschaft und Zeitgeschichte des Heiligen Landes werden zum Schlüssel für ein tieferes Verständnis der Evangelien. Mit einem populären Satz Pixners machen heute Reisebüros Werbung, die Pilgerwanderungen anbieten: »Fünf Evangelien schildern das Leben Jesu: vier findest du in den Büchern – eines in der Landschaft. Liest du das fünfte, eröffnet sich dir die Welt der vier.« Für mich bewahrheitete sich diese Weisheit – damals, 1984, genauso wie später, 2019.

Mit Jesus zusammen verborgen in Gott

Auf dem Weg zur Priesterweihe machen Jesuiten während ihrer Ausbildung einen sogenannten Priestermonat, während dessen sie, meistens am Beginn ihres Theologiestudiums, wenn sie bereits fünf bis acht Ordensjahre hinter sich gebracht haben, über das Priestersein in der Gesellschaft Jesu nachdenken. Auch psychologische Fragen werden dabei thematisiert. Ich absolvierte den nach dem früheren Ordensgeneral Pedro Arrupe († 1991) auch »Arrupe-Monat« genannten Kurs im August 1990 in einem ordenseigenen

Exerzitienhaus in Hochelten am Niederrhein. Es waren vier intensive Wochen unter Anleitung des ebenso erfahrenen wie herzensguten Jesuiten Piet van Breemen (* 1927). Viel Biografie-Arbeit gab es, am Ende standen Exerzitien. Dabei geriet ich in eine schwere Krise. Mein bisheriger Ordensweg erschien mir plötzlich sinnlos. Massive Zweifel kamen auf. Ich wollte die Exerzitien abbrechen, bis ich mich darauf besann, in Krisenzeiten keine schwerwiegenden Entscheidungen zu fällen. In meiner Not griff ich zur Bibel, setzte mich in die Krypta der romanischen Kirche, und fand (eher unerwartet) schließlich Trost – in den Paulusbriefen, besonders im Kolosserbrief. Bei dem Wort »Euer Leben ist mit Christus zusammen verborgen in Gott« (Kol 3,3: καὶ ἡ ζωὴ ὑμῶν κέκρυπται σὺν τῷ Χριστῷ ἐν τῷ θεῷ) wurde ich auf einmal ganz ruhig.

Der Gedanke hat mich nie mehr losgelassen: »mit Christus zusammen«. Als ich am 24. April 1993 in Wien zum Priester geweiht wurde, wählte ich ihn als meinen Primizspruch. Was ist das Tröstliche daran? Auch Jesus stand vor Gott: mit bohrenden Fragen vielleicht, mit Zweifeln, mit quälenden Ungewissheiten und Unsicherheiten. Damals, in einer Zeit großer Verlassenheit, spürte ich: Ich kann mich neben Jesus stellen, dazustellen – und zusammen mit ihm darf ich mich in Gott verborgen oder auch geborgen fühlen, wie man die griechische Verbform *kekryptai* auch übersetzen kann. Der Gedanke hat nie aufgehört, mich zu beruhigen, wenn ich mich verlassen oder nicht verstanden fühlte.

Jerusalem – 35 Jahre später

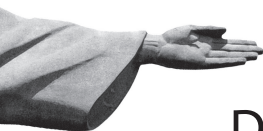
35 Jahre nach der Bibelschule kam ich wieder für drei Monate nach Israel. Inzwischen war ich 57 Jahre alt, seit 34 Jahren Jesuit und hatte im Jahr zuvor den 25. Jahrestag meiner Priesterweihe begangen. Aber aus dem 19. Dezember 2017 wurde der 1. März 2019.

Ursprünglich war alles ganz anders geplant: Vorbesprochen war mit dem Provinzial, dass ich nach meinem Ausscheiden aus der Redaktion der »Stimmen der Zeit« ab Weihnachten 2017 zwei Monate in Israel verbringen, danach – unterbrochen durch einen Monat in München, um mein Papstbuch zu präsentieren, das im April 2018 erscheinen sollte – zwei weitere Monate an einer unserer Jesuitenuniversitäten an der Westküste der USA studieren sollte. Am 25. September 2017 erhielt ich die Diagnose Krebs. Damit wurden alle Pläne Makulatur. Stattdessen Chemo- und Strahlentherapie, dann drei Operationen, für kurze Zeit wieder Chemo-therapie, die aber im Mai 2018 wegen der guten Blutwerte abgebrochen wurde, womit ich mir weitere 700 Tabletten ersparte. Im Sommer 2018 eröffnete mit der neue Provinzial, meine Sabbatzeit sei krankheitsbedingt nur aufgeschoben, nicht aufgehoben gewesen. Das rechnete ich ihm hoch an. Denn ein Vergnügen waren die letzten zwölf Monate nicht gerade gewesen⁵.

Vom 1. März bis 31. Mai 2019 war ich schließlich Gast des Päpstlichen Bibelinstituts in Jerusalem, der Dependence des »PBI« in Rom. Es liegt in unmittelbarer Nachbarschaft des legendären King David Hotels. 2009, während einer kurzen Reise nach Israel, hatte ich dort den Jesuitenkardinal Carlo Maria Martini, den emeritierten Erzbischof von Mailand, getroffen und ein Interview mit ihm für eine österreichische Wochenzeitung gemacht. Ich kam als rekonvaleszierender Krebspatient nach Israel, mit einer Opium-Tinktur im Gepäck, die ich bei der Einreise in Tel Aviv und später bei einem Kurztrip nach Jordanien sofort deklarierte, um nicht von schnüffelnden Wachhunden in eine peinliche Situation gebracht zu werden und in Erklärungsnot zu geraten. Auf meiner Website richtete ich einen eigenen »Jerusalem-Blog« ein, in dem ich regelmäßig meine Eindrücke festhielt, 19 an der Zahl, und auch Fotos postete.

Zum einen hatte ich eine Reihe von Déjà-vu-Erlebnissen in diesen drei Monaten. Zum anderen »sah« ich jetzt vieles mit den Augen

eines Menschen, der die Hälfte seiner Lebenszeit längst überschritten hatte. War ich, auch religiös gesehen, nüchterner geworden? Weniger begeisterungsfähig? Ich spürte: Meine Suche nach Jesus ist längst noch nicht zu Ende. Ich war jetzt Mitglied eines Ordens, der sich »Gesellschaft Jesu« nennt. Ich hatte mich 1987 durch Gelübde an den Orden gebunden, am 2. Februar 2006 endgültig und für immer (und der Orden an mich). Aber auch als Jesuit war mir die Erfahrung nicht erspart geblieben, dass mir Jesus zeitweise fremd, sogar unbekannt oder fern, abwesend vorkam. Ganz neu begann ich, an den verschiedenen Orten, die ich aufsuchte, Jesus anders »zu lesen«, zu entdecken – und ihm zu begegnen. Es war eine einzigartige, bereichernde Zeit, nicht nur, weil ich dankbar war, dass ich meinen Krebs überlebt hatte. Jesus begegnen: Es bleibt ein (Übungs-) Weg. Und ein Abenteuer: »Man ist immer Christ, um es zu werden.«⁶



2

Der sprechende Gekreuzigte

Kinder und Jugendliche lassen sich (noch) begeistern, und sie vergessen die Zeit, wenn sie etwas in ihren Bann gezogen hat. So war es auch bei mir. Eine Film-Melodie hat sich in meinem Kopf festgesetzt wie ein Evergreen, obwohl es über fünfzig Jahre her ist; ich kann sie jederzeit aus dem Stegreif nachsummen: Zu meinen frühesten Kindheitserinnerungen gehören die Don Camillo-Filme von Julien Duvivier mit der Musik von Alessandro Cicognini. Don Camillo Tarocci, der schlitzohrige, mit dem Kruzifix sprechende Pfarrer von Boscaccio, einem Dorf in der Provinz Reggio nell'Emilia in der Po-Ebene (das in Wirklichkeit Brescello heißt), hatte es mir angetan. Und es war mein heißer Kinderwunsch, dass Jesus auch mit mir reden würde! Wahrscheinlich war damals mein unbewusster Nebengedanke: Das könnte meine Klassenkameraden beeindrucken! Wenn ich schon nicht beim Sport groß punkten konnte. Übers Wasser gehen oder ein Wunder wirken – das hätte mir auch »getaugt«. Kleine-Jungen-Fantasien!

»Il crocifisso parlante«: Don Camillo und Peppone

Die Schwarz-Weiß-Filme sind heute vielleicht keine Gassenfeger mehr, sie haben aber nichts von ihrem Reiz eingebüßt, obwohl sie keineswegs eine »heile Welt« vorgaukeln. Nachdem seinerzeit in den USA über eine halbe Million Bücher Käufer fanden, wurde selbst eine Hollywood-Verfilmung ins Auge gefasst.

Angefangen hatte es mit Kurzgeschichten. Giovannino Oliviero Giuseppe Guareschi begann als Werbezeichner und Karikaturist, später wurde er Journalist und Schriftsteller. Von 1928 an arbeitete er (zunächst als Korrekturleser, dann als Reporter) beim *Corriere Emiliano* in Parma. 1936 wurde er Herausgeber des zweimal pro Monat erscheinenden Satiremagazins *Bertoldo* mit Redaktionssitz in Mailand. Es setzte dem faschistischen Regime heftig zu. 1943 wurde die Zeitschrift verboten und in der Folge eingestellt. Nach einer regimekritischen Äußerung im Oktober 1942 als Reserveoffizier zur Armee eingezogen, war Guareschi von September 1943 an in deutschen Kriegsgefangenenlagern interniert, unter anderem in Tschenstochau im besetzten Polen. Seine Erlebnisse in verschiedenen Lagern hat er in einem Tagebuch festgehalten, das 1946 erschien: »Diario clandestino 1943–1945«.

Don Camillo hat auch eine historische Vorlage: den Pfarrer Camillo Valota († 1998). Er rettete während des Zweiten Weltkrieges Juden. Faschisten erwischten ihn dabei, als er Juden über die Schweizer Grenze führte und steckten ihn ins Gefängnis: in Mailand, Fossoli und Bozen (Bolzano), von wo aus er im August 1944 ins österreichische Konzentrationslager Mauthausen, von dort nach Gusen und schließlich nach Dachau kam. In einem der Lager lernte er Giovannino Guareschi kennen, der seine Charakterzüge später in der literarischen Figur des Don Camillo verewigen sollte.

Nach dem Krieg gründete Guareschi die (monarchistisch ausgerichtete) satirische Wochenzeitschrift *Candido*, die er bis 1957 leite-

te. Für manche ein »Witzblatt« – in Spitzenzeiten erreichte diese Zeitschrift jedoch eine Auflage von 350.000 Exemplaren. Dort jedenfalls erschienen zu Weihnachten 1946 die ersten Kurzgeschichten über Don Camillo. Sie wurden derart populär, dass der Verleger Angelo Rizzoli auf die Idee kam, daraus eine Serie zu machen. Ab 1948 wurden die Teile als Bücher veröffentlicht. 1952 kam dann die erste Kinofassung: Der französische Schauspieler Fernandel – der Künstlername steht für Fernand Joseph Désiré Contandin († 1971) – verkörperte darin Don Camillo, Peppone wurde von dem italienischen Schauspieler Gino Cervi († 1974) dargestellt.

Der Plot ist bekannt: Don Camillo, der sich ständig mit dem nicht minder schlagfertigen Bürgermeister und Mechaniker Giuseppe Bottazzi anlegt. Beide kennen sich aus der Partisanenzeit. Das hat sie zusammengeschweißt. Aber aus »politischen Gründen« darf nicht sein, was ist: dass sich die beiden verstehen und letztlich befreundet sind.

So zersplittert die italienische Parteienlandschaft heute ist – damals, in den 1950er-Jahren war Italien mehr oder weniger in zwei große Blöcke geteilt: in die *Democrazia Cristiana* (DC), die bis 1993 fast alle Ministerpräsidenten stellte, 1994 aufgelöst wurde und im *Partito Popolare Italiano* aufgegangen ist; und in den *Partito comunista d'Italia* (KPI), der sich 1921 von der Sozialistischen Partei (PSI) abgespalten hatte. Wer damals KPI wählte, war automatisch exkommuniziert. Wie auch der Schriftsteller Guareschi. Es genügte damals – heute kaum nachvollziehbar –, dass ein katholischer Priester und ein kommunistischer Bürgermeister miteinander »können«! Guareschis Erzählungen waren ein einziger Appell an die politischen Lager, nach der Überwindung des Mussolini-Faschismus den Wiederaufbau gemeinsam zu gestalten und sich nicht gegenseitig aufzuhebeln.

Und es ging dabei längst nicht um rührselige Propaganda. Das sieht man an einem Kunstgriff von Guareschi: Das Kruzifix in der

einfachen, eher schmucklosen Dorfkirche spielt eine herausragende Rolle. Wann immer Don Camillo seinen Kontrahenten Peppone austrickst, wann immer die beiden aneinander geraten, wann immer Don Camillo wieder etwas ausheckt, wann immer ihm sein Temperament entgleitet – ist er taub, wie besessen, und hört auf keinen mehr. Nur auf einen vielleicht: Jesus, der mit ihm spricht. Und ihn nötigenfalls kritisiert, zurechtweist, Lösungswege aufzeigt. Don Camillo und der Gekreuzigte reden regelmäßig miteinander. Manchmal schleicht sich Don Camillo durch die Kirche, aber er wird, bevor er die Sakristei erreicht, von dem Mann am Kreuz angesprochen und zur Rede gestellt. Kann Don Camillo mit seinen Aktionen wieder einmal gegen »die rote Gefahr« punkten, holt ihn der sprechende Jesus »auf den Boden der Nächstenliebe« zurück. Manchmal liest er Jesus etwas aus der Zeitung vor. Manchmal fragt er Jesus um Rat. Jesus ist für Don Camillo ein zuverlässiger Freund. Die Vertrautheit, die hier sichtbar wird, bewegt. Wann immer Don Camillo sich allein fühlt: Jesus ist da. Er spricht. Und selbst wenn er schweigt, führt das zu einem Gespräch, das Don Camillo dann erzwingen will.

Es gab Genossen, denen die Kungelei des kommunistischen Volkstribunen und Kraftprotzes Peppone mit einem Priester in höchstem Maße verdächtig vorkam. Genauso wie es Priester gab, die sich über Don Camillo empörten. Ein sprechender Christus: Das grenzte für manche an Blasphemie. In den Augen von Guareschi war es aber weniger Christus, der da sprach, sondern die Stimme seines eigenen Gewissens.

Don Camillo bzw. sein Erfinder Guareschi inspirieren – bis heute. Ein prominentes Beispiel: Der Pallottinerpater und Psychotherapeut Jörg Müller hat 1997 das kleine Bändchen »Don Camillo spricht mit Jesus« veröffentlicht, das mittlerweile sieben Auflagen erlebt hat. Gespräche, die Müller regelmäßig in Gottesdiensten vorführt und die zahlreiche Nachahmer fanden, thematisieren Fragen,

Anliegen und Sorgen aus dem Alltagsleben von Menschen – und stießen offenbar auf große Resonanz. Im Vorwort zitiert Müller eine 80-jährige Frau: »Hätten wir früher ein so positives Gottesbild vermittelt bekommen, wäre mein Leben glücklicher und angstfreier verlaufen.«⁷

Als Kind faszinierte mich der sprechende Gekreuzigte in den Don Camillo-Filmen über alle Maßen. Und sie tun es immer noch, nicht nur, weil sie das Prädikat »Klassiker« verdienen.

Ignatius empfiehlt – das Gespräch mit dem Gekreuzigten

Und dann staunte ich als Novize des Jesuitenordens, 1985/87: Ignatius von Loyola († 1556) empfiehlt in den Geistlichen Übungen, den Exerzitien, das Gespräch mit dem Gekreuzigten! Er gibt die Anweisung: »Christus Unserem Herrn sich gegenwärtig und am Kreuz hängend vorstellen und ein Gespräch halten: wie Er denn als Schöpfer dazu kam, Sich zum Menschen zu machen (...) und so für meine Sünden zu sterben. Dann den Blick auf mich selber richten und betrachten, was ich für Christus getan habe, was ich für Christus tue, was ich für Christus tun soll (...). Das Gespräch wird mit richtigen Worten gehalten, so wie ein Freund mit seinem Freunde spricht (...)« (EB 53).

Mit richtigen Worten! Also nicht gespielt, gemimt, simuliert, eingebildet. Es geht um einen realen Vorgang: Mit dem Gekreuzigten reden! Wir tun es oft spontan, so oder so – im »Herrgottswinkel« der Stube, in einer Gebetsecke, in einer Kirche, an anderen Orten oder unterwegs: unter einem Wegkreuz, auf Berggipfeln, wo uns ein Kreuz erwartet: Mit dem Mann am Kreuz reden.

Lange haben sich Christen genau das nicht getraut. Sie haben es geradezu vermieden. In den ersten nachchristlichen Jahrhunderten

wird nur der auferstandene Christus dargestellt. Der Gekreuzigte wurde von Christenverfolgern als Gestalt mit Eselskopf denunziert, eine Spottgestalt. Sowa zeigt man nicht her! Ein Gekreuzigter – das ist peinlich: Alles andere als eine Sienergestalt, auf die man stolz ist, mit der man angeben kann. Für viele hängt da ein Loser! Jemand, für den man sich schämen muss. Und doch heißt es in der Liturgie: »Im Kreuz ist Heil. Im Kreuz ist Leben.«

Unters Kreuz kann ich fliehen. Mit dem Mann am Kreuz kann ich sprechen. Mich ihm anvertrauen: meinen Schmerz, meine Fragen, meine Wut, meine Tränen, meine Enttäuschung, meine Erschöpfung, meine Aggression, meine Verzweiflung, meine Sprachlosigkeit. Das Kreuz, der Gekreuzigte, gehört zu unserem Leben als Christen.

Ein Kruzifix-Streit kann eine Verfassungskrise auslösen, wie in Deutschland im Jahr 1995, als das Bundesverfassungsgericht ein Urteil sprach. 2009 beschäftigte sich der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte mit der Thematik. 2018 dekretierte der bayerische Ministerpräsident, in den Foyers aller Landesbehörden habe ein Kreuz zu hängen. 2020 gab es einen Aufschrei, als in Berlin das nachgebaute Preußen-Stadtschloss mit einem Goldkreuz »gekrönt« wurde. Das Kreuz – es ärgert und provoziert nach wie vor. Das Kreuz kann zum Modeschmuck werden. Mit dem Kreuz wurde und wird Missbrauch getrieben. Im Namen des Mannes am Kreuz wurden Kreuzzüge veranstaltet. Und Kreuzwege werden heute weitergeschrieben.

Unters Kreuz kommen, einfach dazustehen: wie Maria oder Johannes. Da sein. Nähe suchen, damit vielleicht eine heilende und heilsame Nähe daraus wird. Mit dem Mann am Kreuz reden! Wer es versucht, kann möglicherweise überrascht werden, ja ein Wunder erleben. Das ist meine Erfahrung – und meine Überzeugung. Erzwingen, andozieren oder anbefehlen lässt sich das nicht. Es geht dabei auch nicht um Überredungskunst. Oder um Indoktrinati-

on. Aber dafür werben – das ist christliches Zeugnis. Und längst nicht nur Sache geweihter Amtsträger! Jeder Christ schreibt aufgrund seiner Taufe das Leben Jesu weiter und trägt so zur Glaubwürdigkeit oder Unglaubwürdigkeit der Botschaft des Mannes am Kreuz bei.

Papst Franziskus hat am 24. Oktober 2016, als die 36. Generalkongregation der Gesellschaft Jesu sich anschickte, einen neuen Generaloberen zu wählen, seine Mitbrüder in der Aula der Generalskurie besucht und dabei eine Ansprache gehalten: eine klassische Jesuitenpredigt mit drei Punkten. Er ging dabei natürlich, den französischen Jesuiten und Querkopf Michel de Certeau († 1986) zitierend, den er sehr schätzt, auf die Exerzitien ein, die jeden Jesuiten prägen. Er sagte: »Immer kann man einen weiteren Schritt machen, wenn man sich vom gekreuzigten Herrn innerlich noch stärker bewegen lässt, von ihm selbst und von seiner Gegenwart in so vielen unserer leidenden Brüder – in der großen Mehrheit der Menschheit!«⁸ Mich vom gekreuzigten Jesus innerlich bewegen, anrühren, anfragen lassen – dann passiert etwas!

Im Jahr 2015 waren in der Münchener Jesuitenkirche Sankt Michael in der Innenstadt, zwischen Marienplatz und Stachus, der Corpus des Gekreuzigten auf dem Bronzekreuz des flämischen Bronzegießers Jean de Boulogne (Giambologna), einem Michelangelo-Schüler, und die von seinem deutschen Meisterschüler Hans Reichle gefertigte, kniende Maria Magdalena, die sehnsüchtig und schmerzgezeichnet zum Gekreuzigten aufblickt, für einige Monate nicht zu sehen. Beide – sehr bedeutsamen – Skulpturen waren ausgeliehen: in die Ausstellung »Bella figura« des Bayerischen Nationalmuseums in der Münchner Prinzregentenstraße.

Das leere Kreuz wurde für mich damals zu einem Sinnbild für das Schweigen, das auch zum Leben gehören kann, auch zum geistlichen Leben: Wir beten und bitten, wir flehen, wir klagen, wir schreien – und bekommen keine Antwort. Der Gekreuzig-

te spricht nicht. Scheinbar. Meine Erfahrung ist aber auch die: Es lohnt, sich wieder und wieder vor das Kreuz und unter das Kreuz zu stellen. Diese Nähe kann heilsame Nähe werden. Mit dem Gekreuzigten reden wie mit einem Freund und umgekehrt, vielleicht noch viel wichtiger: mich vom Gekreuzigten ansprechen lassen – darauf kommt es an! Mich vom Gekreuzigten ergreifen und verwandeln lassen, um eventuell diese Erfahrung zu machen: aufstehen – zu einem Leben als Christ, zu einem neuen Menschen, zu meinem Heil und zum Heil einer krisengebeutelten Welt. Das ist eine Erfahrung von Auferstehung!

Papst Franziskus in Assisi: Mich vom gekreuzigten Jesus anschauen lassen

Am 4. Oktober 2013, wenige Monate nach seiner Wahl zum Bischof von Rom, hat Papst Franziskus Assisi besucht. Seither ist er wiederholt dorthin gereist: am 4. August 2016 zu einem Abstecher von nicht einmal drei Stunden, um in San Damiano und am Grab des Heiligen in der Krypta unter der Basilika San Francesco zu beten; am 20. September desselben Jahres zu dem von der Gemeinschaft Sant'Egidio organisierten Weltgebetstreffen für den Frieden; oder, zuletzt, um dort am 3. Oktober 2020 seine dritte Enzyklika »Fratelli tutti« (»Über Geschwisterlichkeit und soziale Freundschaft«) zu unterzeichnen, die tags darauf veröffentlicht wurde. Die Reisen in die Vereinigten Arabischen Emirate Anfang Februar und nach Marokko Ende März 2019 sollten an die Begegnung von Franz von Assisi mit dem Sultan Al Kamil im Jahr 1219 in Palästina erinnern und die über acht Jahrhunderte dauernde Präsenz von Franziskanern unter Muslimen würdigen; neuerdings wurden, anlässlich des Erscheinens der Enzyklika, Zweifel an der Historizität dieser Begegnung geäußert. »Fratelli tutti« schreibt nicht nur »Laudato si'« fort,

sondern auch das »Dokument über die Brüderlichkeit aller Menschen für ein friedliches Zusammenleben in der Welt«, das Franziskus am 4. Februar 2019 zusammen mit dem ägyptischen (sunnitischen) Großimam Ahmad Al-Tayyeb in Abu Dhabi unterzeichnet hat: viel beachtet, innerkirchlich umstritten und höchst kontrovers gewertet. Fünf Mal erwähnt Franziskus in seinem Lehrschreiben Ahmad Al-Tayyeb, so wie er am Beginn an die Begegnung zwischen Franz von Assisi und dem Sultan erinnert (vgl. FT 3).

Noch nie zuvor hatte sich ein Papst nach dem italienischen Nationalheiligen genannt⁹, der bis heute weltweit eine ungebrochene Ausstrahlung besitzt: transkonfessionell, transreligiös und transkulturell. Drei Tage nach seiner Wahl, bei der ersten Audienz für Medienvertreter, kam Franziskus auf das Konklave zu sprechen. Er erwähnte dabei eigens Kardinal Claudio Hummes, einen Franziskaner, und erklärte seine Namenswahl so: »Manche wussten nicht, warum der Bischof von Rom sich Franziskus nennen wollte. Einige dachten an Franz Xaver, an Franz von Sales und auch an Franz von Assisi. Ich erzähle Ihnen eine Geschichte. Bei der Wahl saß neben mir der emeritierte Erzbischof von São Paulo und frühere Präfekt der Kongregation für den Klerus, Kardinal Claudio Hummes – ein großer Freund, ein großer Freund! Als die Sache sich etwas zuspitzte, hat er mich bestärkt. Und als die Stimmen zwei Drittel erreichten, erscholl der übliche Applaus, da der Papst gewählt war. Und er umarmte, küsste mich und sagte mir: ›Vergiss die Armen nicht!‹ Und da setzte sich dieses Wort in mir fest: die Armen, die Armen. Dann sofort habe ich in Bezug auf die Armen an Franz von Assisi gedacht. (...) So ist mir der Name ins Herz gedrungen: Franz von Assisi. Er ist für mich der Mann der Armut, der Mann des Friedens, der Mann, der die Schöpfung liebt und bewahrt. (...) Ach, wie möchte ich eine arme Kirche für die Armen!«¹⁰

Die Namenswahl – keineswegs das einzige Novum, an das sich die Kirche seit dem 13. März 2013 beim Papst gewöhnen musste –

elektrisierte. Und es hat sich bewahrheitet: Nomen est omen! Dieser Papst-Name steht für ein Programm, das sich freilich nicht nur – wie manche ebenso unaufhörlich wie hartnäckig glauben machen wollen – in symbolischen Gesten erschöpft, etwa der Weigerung, in den Apostolischen Palast im Vatikan einzuziehen und stattdessen im Gästehaus Santa Marta zu wohnen oder in der Wahl einfacherer Automobile auf Reisen anstelle von Luxuslimousinen. Von einem österreichischen Journalisten »Ignatius von Assisi« genannt, zeigte Franziskus mit seinen beiden Sozialenzykliken oder mit der Amazonien-Synode, wie wichtig ihm Umweltthemen sind, wie sehr er um die Zukunft des Planeten Erde besorgt ist – lange bevor Greta Thunberg mit ihrer Bewegung »Fridays for Future« auf den Plan trat.

Zwei Tage nach dieser Begegnung mit Journalisten präzisierte Franziskus am 22. März 2013 in einer Audienz für das am Heiligen Stuhl akkreditierte Diplomatische Korps seine Namenswahl: »Wie Sie wissen, gibt es mehrere Gründe, warum ich bei der Wahl meines Namens an Franziskus von Assisi gedacht habe – eine Persönlichkeit, die über die Grenzen Italiens und Europas hinaus und auch bei denen, die nicht den katholischen Glauben bekennen, wohlbekannt ist. Einer der ersten Gründe ist die Liebe, die Franziskus zu den Armen hatte. Wie viele Arme gibt es noch in der Welt! Und welchen Leiden sind diese Menschen ausgesetzt! Nach dem Beispiel des heiligen Franziskus von Assisi hat die Kirche immer versucht, sich in jedem Winkel der Erde um die Notleidenden zu kümmern, sie zu behüten, und ich denke, dass Sie in vielen Ihrer Länder das großherzige Wirken jener Christen feststellen können, die sich engagieren, um den Kranken, den Waisen, den Obdachlosen und allen Ausgegrenzten zu helfen, und die so daran arbeiten, menschlichere und gerechtere Gesellschaften aufzubauen.«¹¹

Wer auf die neun Jahre dieses Pontifikats zurückschaut, wird unschwer erkennen, dass Franziskus im Großen wie im Kleinen – und

wenn es Begegnungen mit Obdachlosen auf dem Petersplatz sind, überraschende Kurzbesuche bei Alten oder in Gefängnissen – an dieser Vision von Kirche arbeitet. Er träumt von einer mehr am Evangelium orientierten, nicht um sich selbst kreisenden, sich nicht selbst beweihräuchernden Kirche, die für die Menschen und ihre konkreten Alltagssorgen da ist.

In Assisi präsentierte sich Papst Franziskus am 4. Oktober 2013 bei seinem Pastoralbesuch als »Pilger«. In seiner Predigt auf der Piazza di S. Francesco stellte er die rhetorische Frage, was der umbri-sche Poverello uns heute zu sagen habe. Und er antwortete: »Christ-sein ist eine *lebendige Beziehung zur Person Jesu*, ist ein *Sich-Bekleiden mit ihm*, ein *Ihm-ähnlich-Werden*.«

Und wie kommt diese Beziehung zur Person Jesu zustande? »Wo«, fragt der Papst, »nimmt der Weg des heiligen Franziskus zu Christus seinen Anfang?« Seine Antwort: »Beim Blick des gekreuzigten Jesus. Sich von ihm anschauen lassen in dem Moment, in dem er sein Leben für uns hingibt und uns zu sich zieht. Franziskus hat diese Erfahrung in besonderer Weise in der kleinen Kirche von San Damiano gemacht, als er vor dem Kruzifix betete, das auch ich heute noch verehren werde. Auf diesem Kreuz erscheint Jesus nicht tot, sondern lebend! Das Blut fließt aus den Wunden der Hände, der Füße und der Seite herab, doch dieses Blut drückt Leben aus. Jesus hat die Augen nicht geschlossen, sondern geöffnet, weit offen: ein Blick, der zum Herzen spricht. (...) Wer sich vom gekreuzigten Jesus anschauen lässt, wird gleichsam neu erschaffen, wird eine »neue Schöpfung«. Das ist der Ausgangspunkt von allem: Es ist die Erfahrung der verwandelnden Gnade, unverdient geliebt zu sein, obwohl man Sünder ist.«¹²

San Damiano: Die Ikone mit offenen Augen

Das Tafelkreuz von San Damiano (2,10 Meter hoch und 1,30 Meter breit) ist vermutlich weltweit die bekannteste Ikone und in allen Kulturen verbreitet. Erst seit etwas mehr als fünfzig Jahren ist es öffentlich zugänglich. Seit 1260 hing es im streng abgeschirmten Klausurbereich der Klarissen, nach einer Renovierung im Jahr 1953 wurde es erstmals wieder öffentlich ausgestellt. Seit 1958 ist das romanische Tafelkreuz, dessen Bildsprache byzantinisch geprägt ist, in der Kreuz- bzw. Sakramentskapelle der Basilika Santa Chiara ausgestellt, die noch zur vormaligen Kirche San Giorgio gehörte, in der Papst Gregor IX. Franz von Assisi im Jahr 1228 heiliggesprochen hat.

Die Kreuzikone wurde zu seinem zentralen Ort der Betrachtung. Und die Ausrichtung auf das Kreuz bewirkte etwas, etwas Unerwartetes und Ungeplantes: »Das Damianokreuz löst 1206–07 eine eigentliche spirituelle Revolution in Franziskus aus, deren Folgen sich lebenslang zeigen.«¹³ Man muss das Kreuz auf sich wirken lassen: »Um zu verstehen, warum und wie Ikonen auf Menschen wie Franziskus sprechen, müssen wir uns die originale Lage der Ikone und ihre sakrale Qualität vor Augen halten. Ikonen sind keine Poster, keine Dias und keine PowerPoint-Präsentationen. Sie sprechen nicht, wenn sie hell ausgeleuchtet werden oder zum Wandschmuck verkommen.«¹⁴ Seit Jahrhunderten kommen Menschen vor dieses Kreuz, das »ein Bilderbuch«¹⁵ ist. Vermutlich gibt es Millionen von Abbildungen, Kopien und Imitationen davon.

Wie Jahrhunderte später und so anschaulich bei Don Camillo geschildert, »musste« auch Franz von Assisi »auf seinem langen Weg zu sich selbst einmal auf das sprechende Kruzifix treffen.«¹⁶ Vielleicht sind wir heutzutage auf spektakuläre Ereignisse fixiert, religiöse Sondererlebnisse: Doch was der 1181 oder 1182 geborene Kaufmannssohn Giovanni di Pietro di Bernardone erlebt hat, der die

gesicherte Existenz eines privilegierten Städters aufgab, ist prinzipiell jedem Menschen möglich. Das stille Dasein vor dem Gekreuzigten kann in ein Gespräch münden. Es verändert. Es verwandelt.

Hagiografisch bedeutend ist: »Der Crucifixus von S. Damiano ist der erste sprechende Crucifixus der christlichen Religionsgeschichte. Aus den Jahrhunderten davor sind zwar einige Ereignisse ähnlichen Charakters überliefert, doch handelt es sich dabei zumeist um reine Visionen.«¹⁷ Eine ganze Reihe von Beispielen sind bekannt. Aber: »Zu Franziskus spricht zum ersten Mal das Bild selbst. Von da an begegnen wir dann, im engeren und weiteren Bereich franziskanisch geprägter Frömmigkeit, noch mehreren sprechenden Crucifixi.«¹⁸ So ein Gespräch kann Geschichte schreiben. Ordensgeschichte – und Weltgeschichte. Ob nun hagiografisch überhöht oder nicht, Tatsache ist: Franz von Assisi wurde 1207 von seinem Vater Pietro auf dem Domplatz öffentlich enterbt. Er begann, Kirchen und Kapellen zu restaurieren. Und er änderte sein Leben radikal. Bis heute lassen sich Männer wie Frauen auf seinen Weg der Nachfolge ein – und haben vor allem die Armen im Blick.

Corona und das Kreuz von Don Camillo

Im März 2020, als das Corona-Virus in der Lombardei besonders wütete und Bilder von Armeefahrzeugen um die Welt gingen, die in Bergamo massenweise Särge mit Leichen abtransportierten, hat der Pfarrer von Brescello, Don Evandro Gherardi, das Kreuz, mit dem Don Camillo im Film spricht, vor das Portal seiner Kirche gestellt. Er verband damit die Bitte, dass Jesus der in Oberitalien wild grassierenden Pandemie Einhalt gebiete.

Mich vom gekreuzigten Jesus anschauen – und ansprechen lassen: Das ist die Einladung auch heute! Franz von Assisi wie Ignatius von Loyola haben im 13. und im 16. Jahrhundert ihre Erfah-

rungen vor dem Kreuz gemacht. Sieht man denen, die heute – im 21. Jahrhundert und unter ganz anderen kirchlichen und theologischen Voraussetzungen – Kirche leben und gestalten, an, dass sie mit dem Gekreuzigten zu tun haben? Dass sie ihre Erfahrungen mit dem Mann am Kreuz gemacht haben? Dass sie mit ihm reden? Zu ihm beten? Erzählt ihr Leben davon? Spricht ihr Verhalten davon? Wirbt ihr Tun dafür?

Das Pestkreuz von San Marcello und Papst Franziskus »in tempo di epidemia«

Die Bilder vom 27. März 2020 gingen um die Welt, und sie prägten sich ein. Denn die Andacht war grandios inszeniert. Allein stieg Papst Franziskus die flachen Steinstufen zum Petersdom hoch. Auf den letzten Metern, um an seinen Platz unter dem Baldachin zu gelangen, benötigte er die Hilfe seines Zeremoniars. Hinter ihm, vor der kolossalen Fassade des Petersdoms: eine Marien-Ikone und ein mittelalterliches, als wundertätig verehrtes Pestkreuz aus dem 14. Jahrhundert, das seit dem frühen 19. Jahrhundert unweit der Piazza Venezia in der römischen Kirche San Marcello al Corso, einer römischen Titelkirche und heute Klosterkirche der Serviten, hängt. In Erinnerung an die Pest von 1522 wurde es jahrhundertlang am Gründonnerstag zum Petersdom getragen. Einige Tage vorher war Franziskus in einer privaten Fußwallfahrt nach San Marcello gepilgert – durch die leergefegten Straßen Roms.

Allmählich ging der Nieselregen in strömenden Regen über, als Franziskus in der Abenddämmerung vor dem menschenleeren Petersplatz um ein Ende der Pandemie betete. Fast eine Stunde dauerte die minimalistisch angelegte Segensandacht, bis er mit der Monstranz vor die Fassade des Petersdomes trat und »die Stadt und den Erdkreis« (»urbi et orbi«) segnete. Die Botschaft dieses Segens, den

es traditionellerweise nur an Weihnachten und Ostern gibt, lautet: Vergesst nicht, einander Gutes zuzusprechen, damit Corona und Tod nicht das letzte Wort haben! »Der Segen«, war tags darauf in einem Kommentar zu lesen, »ersetzt nicht das Händewaschen und die nötige Distanz zwischen den Menschen, wie mancher religiöse Fundi denken mag, im Glauben, das Virus lasse sich niederbeten. Er ist weder Medizin noch Impfstoff (...). Er verhindert nichts, er löst nichts, klärt nichts. Er hat keine eingebaute Wundergarantie.«¹⁹

Erinnern und trösten wollte der Papst damit. Sein Segen konnte nicht vor dem Virus der Pandemie bewahren. Aber vor dem Virus der Trostlosigkeit, der Verzweiflung und der Verlassenheit. Damit das Unheil nicht das letzte Wort haben wird. Eine theologische Analyse endete mit der Bemerkung: »Aber religiöse Symbole und Zeichenhandlungen funktionieren nicht als Simplifizierung der Welt. Sie wirken, wenn sie eine störanfällige Welt gerade dort deuten, wo sie zu zerbrechen droht. Wo sie Ressourcen eines Lebens im Zusammenhang erschließen. An dieser Kompetenz hängt die Ausstrahlung einer Kirche, für die das Virus eine Zäsur darstellt. Der Segen, den Papst Franziskus am vergangenen Freitag gespendet hat, arbeitet mit der performativen Macht des Gebets. Es schafft eine Gemeinschaft, die die Leere im Leben überwindet und in der Verbindungsform des Gebets realisiert, worauf sie setzt.«²⁰

Franziskus wandte sich bei diesem »Momento straordinario di preghiera in tempo di epidemia« nicht direkt an das (im Dauerregen leicht beschädigte) Kreuz. Es stand stumm da. Und wirkte gerade so. Franziskus stellte nüchtern fest, das zuvor verlesene Evangelium vom Seesturm (Mk 4, 35-41) ausdeutend, »dass wir alle im selben Boot sitzen, alle schwach und orientierungslos«, und er forderte dazu auf: »Laden wir Jesus in die Boote unseres Lebens ein. Übergeben wir ihm unsere Ängste, damit er sie überwinde. Wie die Jünger werden wir erleben, dass wir mit ihm an Bord keinen Schiffbruch erleiden.« Für ihn ist das Kreuz »Anker«, »Ruder« und »Hoff-